

Zum Gedächtnis Goethes

Columbus, Stanford, Berkeley, Aug.-Sept. 1949

Ladies and Gentelemen:

Als ich vor Monaten den Auftrag erhielt, an diesem Tage zu Ihnen über Goethe zu sprechen, schien es mir ein Leichtes, aus einem dankbaren Herzen dessen zu gedenken, dessen Bild und Namen ein Zeitalter der Anarchie und des Grauens überdauert hatte, und mit dem wir noch einmal vor das Gesicht der Menschheit treten könnten, um zu fragen, ob wir ihrer nicht doch würdig waren, da wir doch dieses Bild und diesen Namen besaßen.

Aber als ich dann in den Aufzeichnungen blätterte, die ich mir im Laufe eines Lebens über Goethe gemacht hatte, wollte mich eine leise, immer wachsende Unsicherheit überkommen, ob wir denn dieses Bild und diesen Namen auch wirklich besaßen, nicht nur wir, sondern die Welt; und ob es diesem Zeitalter des schwankenden Lebensgrundes nun auch genüge, von dem Toten zu sprechen, wie man eben von einem großen Toten spricht: von seinem Verhältnis zum Occident oder zum Orient etwa, zu den Natur- Wissenschaften, zum Christentum, zur Demokratie, oder ähnlichen Mächten und Disziplinen. Ob nicht ein ganz und gar gewandeltes Zeitalter, dicht an den Rand des letzten Abgrundes gestellt, nachzitternd von dem bösen und verderbenden Atem der Dämonen und vorzitternd vor den neuen, noch dunkleren Losen, die über uns geworfen werden könnten: ob nicht ein solches Zeitalter auf eine andere Weise jemandes gedenken müsse, an dessen Lehre und Leben soviel Verrat getrieben worden ist. Von dessen Forderungen sovieles unerfüllt geblieben ist, vor dessen nachleuchtendem Antlitz soviele von uns die Augen niederschlagen müssen.

Ich selbst hatte mir vor nunmehr zwölf Jahren, in einem bereits gefährdeten Lebensraum, die Frage zum erstenmal ernsthaft gestellt, was ich nun wohl mit mir nehmen möchte, wenn ich einmal gezwungen wäre, in eine große Einsamkeit zu gehen oder gar in einem Gefängnis mich für eine nicht übersehbare Zeit einzurichten.

Und nachdem ich das, an dem mein Herz mit aller Liebe hing, immer mehr gewogen hatte (denn das andere, das nur von der Gegenwart Geliebte und Gerühmte, brauchte ich Ja nicht zu wagen); nachdem ich auch erkannt hatte, dass in Zeiten der Not mir nicht mehr an Büchern erlaubt sein würde, als was ich etwa in einer Hand mit mir würde tragen können; da war es nun dieses, worauf ich nicht glaubte, verzichten zu können: die Bibel, ein paar Bände Goethe und die deutschen Kindermärchen. Denn damals war ich nämlich dahin gekommen, Überlegungen abzuschließen, die mich wohl zwei Jahrzehnte beschäftigt hatten und die nach einer Antwort auf die Frage drängten: worin denn eigentlich die Sicherheit unsres Daseins beruhe. Nicht etwa die äußere und auch nicht für die herkömmlichen Zeiten und Schicksale geltende Sicherheit, sondern diejenige, die selbst im Chaotischen noch bestünde, wenn alle Menschenrechte aufgehoben wären und das Individuum ein Spielball aller Elemente würde.

Und ich erkannte, dass, wenn in den letzten Entscheidungen Götter und Menschen sich verhüllten oder versagten, nur eines als das Unerschütterliche in uns bleiben würde: der sittliche Mensch.

Damals also war es, dass ich mit fast fünfzig Jahren noch einmal und auf eine unverlierbare Weise die Bibel und Goethe für mich gewann, ohne zu ahnen, wie bald und wie sehr ich ihrer bedürfen würde. Und damals war es auch, dass ich mir vornahm, allen jungen Menschen, die um Rat und Hilfe zu mir kommen würden, nur eines im Geistigen zu raten: dass sie ihr Leben lang bemüht sein möchten, die größten und wichtigsten Teile der Bibel wie des Goetheschen Werkes sich auswendig einzuprägen, da es ja leicht sein könnte, dass in den Zeiten mancher Not auch dieser Besitz ihnen geraubt würde? dass aber die - damals - modernsten Foltermethoden noch nicht fertiggebracht hatten, einen Menschen seines Gedächtnisses zu berauben.

So rar es also gekommen, dass ich nach vielen Wegen zu Goethe endlich denjenigen gefunden hatte, der mir mitten in sein tiefstes Wesen hineinzu führen schien. Denn einmal wollen wir doch von unsren Dichtern mehr als das nur Künstlerische ihres Wesens. Wir wollen die Summe ihrer Existenz. Und wenn der Schriftsteller sich in den Spielen seines Geistes erschöpft, so wollen wir von einem Dichter doch wissen, wie er zwischen Himmel und Erde sein Leben eingerichtet hat; wie der Schmerz, die Einsamkeit, der Tod und das Jenseits ihren Platz in seinem Denken und Sein gefunden haben. Wir wollen das Ganze seines Wesens, aus dem die Kunst nur gleich einer Frucht fällt, aber neben ihr ruhen im Grase alle anderen Früchte seiner Existenz, die uns alle zusammen sein sollen, was wir den Trost der Welt nennen.

Es scheint mir nicht wichtig, zu sagen, auf welchen Wegen ich nun in das Innerste dieses Wesens eindrang. Aber von dem Gewinn mag wohl dieses gesagt werden können: wenn ich in Stunden der Verzagt heit dieses Leben und Sein überblickte, so schien es mir überall weitoffen für Fragende und Suchende zu sein. Da war Frömmigkeit und Duldung, Fleiß und Mühe, Einsames und Geselliges, Tränen und Härte, Weisheit, Irrtum und Schuld. Da war die Summe alles menschlichen Lebens und aller Wege der Menschheit zusammengepresst in eine einzige, fast gesprengte Form, aber eine Sittlichkeit ohnegleichen hatte das alles gebändigt und achtzig Jahre eines einzigen Lebens hinausgehoben als ein Beispiel für Jahrhunderte.

Da war es nun, was ich gesucht hatte für mein Leben: das Unerschütterliche, der sittliche Mensch. Das Fernsein von Hass und Dogma, das Gehorsamsein der inneren Stimme, das aller Schönheit und Güte Weitoffene, das demütige Sitzen zu den Füßen Christi wie Mohammeds, des Sokrates wie des Hafis, die reine humanitas, die Gotteskindschaft ohne Namen.

Auf eine unvergleichliche und unverlierbare Weise schien ich mir nun geborgen. Es nahm der Bibel nichts von ihrem Trost, sondern es erhöhte ihn, indem es das Jenseitige schon in das Diesseits rückte. Soviel also war einem Menschen möglich gewesen, soviel also hatte Gott einem

Menschen zugestanden, wenn er das Äußerste seiner Kräfte unermüdlich an die Bildung dessen wendete, was in sein Wesen gelegt worden war.

Es mag uns betrüben, was mit dem Namen und dem Bilde Goethes während der Jahre der Anarchie in Deutschland geschehen ist. Es mag uns auch betrüben, was hier und da in der Gegenwart amerikanische Schriftsteller über Goethe gesagt haben. Aber wenn wir bedenken, auf welchen verirrtten, verwirrtten und verlorenen Wegen die westliche Kultur sich heute nach der Katastrophe zuzeiten befindet, so werden wir verstehen, dass sich auch darin eine Gesetzlichkeit ausspricht, wenn auch eine, die uns zu denken gibt. Es ist nicht möglich, dass im Zeitalter des Existentialismus, der Atombombe, der Psychoanalyse, des Radios, des Films, der Surrealisten das Bild Goethes für viele nicht ebenso zerfällt, wie die Gesichter auf den Bildern der extremen Maler zerfallen, wie die Melodien in der atonalen Musik zerfallen, wie das Bild Gottes in weiten Teilen der Erde zerfällt.

Denn auch in einem großen, reichen und anscheinend sicheren Erdteil wie Amerika sollte man sich, und vielleicht besonders an diesem Tage, dessen bewusst sein, dass die Augen Europas und nicht nur Europas auf etwas zu blicken gelernt haben, was ich das zerstörte Menschengesicht nennen will.

Vor zwei Jahren lud die Gemeinde Stäfa am Zürichsee, wo Goethe 150 Jahre früher zum letzten Mal geweilt hatte, mich ein, in der dortigen Kirche die Goetherede zu halten, und damals ist es mir wohl zum ersten Mal bewusst geworden, dass es nun, ein paar Jahre nach der Katastrophe, bei jeder Goetherede und in jedem Land und Erdteil doch wohl um etwas anderes gehen müsste als um eine akademische Festrede. Dass auch in einem behüteten Lande das Unbehütete vor den Toren steht und dass es uns nicht wohl sein würde, an einer Festtafel zu sitzen, während sich an die Fensterscheiben die Gesichter der Kinder und der Mütter pressen, blasse, hungrige, heimatlose und verstörte Gesichter, die wie Schemen der Nacht auf unser Brot und unsren Wein starren. Dass wir uns nicht an der Gegenwart vorüberschleichen dürfen, um uns an der Vergangenheit zu freuen, ja dass wir das Bild des großen

Toten wohl daraufhin ansehen müssen, ob es nur ein Glanz des Gewesenen sei, oder ob seine Tröstung hineinreiche bis in unsre verstörte Zeit und unser verstörtes Menschengesicht.

Denn es mag wohl bei den Guten dieses Landes auch in den schrecklichen Jahren der Vergangenheit bewahrt und erhalten geblieben sein, was den Kern und das Wesen des Goetheschen Werkes und Lebens ausgemacht hat. Aber es wurde bewahrt und erhalten, während ringsum das Schreckliche geschah. Nicht nur Krieg und Verwüstung der Erde, nicht nur Tod und Vernichtung des Lebens. Sondern dass das Schrecklichste geschah, was geschehen kann: eben die Zerstörung des Menschengesichts. Der Zerfall der Güte und Barmherzigkeit, der Rechtlichkeit, der Wahrhaftigkeit, der Frömmigkeit, der Duldung, der humanitas. Und nicht nur in der Idee gleichsam, sondern im lebendigen Menschenbild. Dass Gott Zug auf Zug dieses Gesichtes verließ, lautlos", wie ein überwältigter im Schatten der Nacht ein verlorenes Schlachtfeld verlässt, und statt seiner erschienen nun die Dämonen am Rande dieses Gesichtes, unsicher noch und vorsichtig, bis sie seilen, dass es ein leeres Gesicht war, ohne Gefahr, und sie es besetzten und besaßen und zerstörten, und es uns hinterließen als das einzige Erbe, nachdem der Tod sie selbst ausgelöscht hatte nach ihrem verlorenen Spiel.

Und an diesem zerstörten Gesicht das Gesicht des großen Toten zu messen, scheint mir nun allerdings eine schöne Aufgabe, wenn es uns gelänge, aus dieser Messung einen unverlierbaren Trost auch für uns, auch für das Gefährdete und Zerstörte zu gewinnen.

Es hat mich sehr bewegt, dass ich damals vor zwei Jahren, als ich begann, mir Gedanken über Goethe und die Gegenwart zu machen, einen Brief aus Zürich erhielt, von einer jüdischen Ärztin, die vor zehn Jahren, als sie Deutschland verlassen musste, einen heimlichen Abschiedsbesuch bei mir gemacht hatte. Sie war damals nach London gegangen und ist dort geblieben. Sie war englische Bürgerin geworden und war nun doch eigentlich in dem, was wir die Sicherheit und die Zuflucht nennen. Und in jenem Sommer machte sie ihre erste Reise nach zehn Jahren. Und sie schrieb mir, wie sie am ersten Tage durch die Straßen Zürichs gewandert sei, viele Stunden, wie in eisern Traum

über eine unzerstörte Erde und zwischen unzerstörten Menschen. Aber wie sie dann am Abend in: ihr stilles Hotel zurückgekehrt sei, habe sie es sich nicht wohl sein lassen nach so vielen Jahren der Entbehrung und der Not, sondern sie habe sich auf ihr Bett gelegt und geweint, wie sie sich nicht erinnern könne, jemals in ihrem Leben geweint zu haben.

Und dieses ist nun wohl etwas, was unsre Herzen bewegen sollte. Was uns anzeigen sollte, dass ein Gedenktag wie der heutiger anders gefeiert werden müsste als vor 20 Jahren noch. Denn wenn nicht nur die Besiegten sondern auch die Sieger fassungslos vor dem Unzerstörten stehen, so muss Grosses und fast Tödliches geschehen sein in der Welt und den Menschenherzen.

150 Jahre sind vergangen, seitdem Goethe in der Schweiz, in der "Euphrosine"-Elegie, die Verse schrieb:

*"Ach, Natur, wie sicher und groß in allem erscheinst du!
Himmel und Erde befolgt ewiges, festes Gesetz,
Jahre folgen auf Jahre, dem Frühling reichet der Sommer
Und dem reichlichen Herbst treulich der Winter die Hand.
Felsen stehen gegründet, es stürzt sich das ewige
Wasser aus der bewölkten Kluft schäumend und brausend hinab.
Fichten grünen so fort, und selbst die entlaubten Gebüsche
Hegen im Winter schon heimliche Knospen am Zweig.
Alles entsteht und vergeht nach Gesetz; doch über des Menschen
Leben, dem köstlichen Schatz, herrschet ein schwankendes Los".*

Nicht dieses will uns ja so ergreifen, diese alte Weisheit vom schwankenden Lose, dass wir "wie ein Schatten auf Erden" sind oder "wie Gras auf dem Felde", sondern dass die Jahre eben hinter uns liegen, in denen das Leben nicht ein köstlicher Schatz war, sondern etwas, das man aus der Hand blies wie Asche und unter die Füße trat wie ein Gewürm. Dass in diesem vergangenen Jahrzehnt die große Sünde gegen das Leben begangen wurde, die nie wieder gutzumachende und nie zu vergebende Sünde.

Denn es mochte in diesen vergangenen Jahren noch hingehen, dass Recht und Wahrheit und Freiheit geschändet wurden und dass die Liebe ausgelöscht war in der Welt wie eine vergehende Kerze. Denn es konnte wiederhergestellt werden, nach "ewigem, festem Gesetz."

Aber unwiederbringlich ist das zerstörte Leben. Und Zerstörung des Lebens, planvolle und tausendfache Zerstörung, ist das, was das Gesicht der Erde tiefer und verhängnisvoller verwandelt als jede Katastrophe der Natur. Nicht nur die Gesichter derer, die getötet haben, sondern auch derer, die Zeugen waren, nahe oder ferne Zeugen, und wer auf dieser Erde ist nicht so Zeuge gewesen des Schrecklichen? Wer also auf dieser Erde ist nicht auch mit einem leisen Faden an das Schreckliche des Abendlandes geknüpft? Wer ruhte so in Gottes Hand, dass Gott ihn ausnehmen könnte von dem, was geschah? Angst lag über der ganzen Welt, und kein Land ist verschont geblieben von dieser Angst, auch das Ihre nicht.

"Ach, wer schätzt ihn genug, diesen vereilenden Wert!" heißt es in derselben Elegie. Ja, auch das Leben, auch das Menschengesicht war uns ein so vereilender Wert. Manche von Ihnen werden der Meinung sein, es sei nichts anderes zerstört als Habe und Besitz, Heimat und Dach, und es genüge wohl, dieses zu heilen oder nur zu lindern, um einen neuen Anfang zu setzen. Aber es ist mehr zerstört worden, viel mehr, und es ist nicht nur bei uns sondern in der ganzen Welt zerstört worden. Denn in allen Ländern, die unser Krieg überfallen hat, ist eine ganze Generation am Untergehen. Wer sieben oder zehn Jahre lang im Schatten der Dämonen gelebt hat, im Angesicht der Gewalt, der Lüge, der Verderbtheit, kann nicht am nächsten Tage aufstehen wie von einem Krankenbett.

Ich werde in der Schweiz oft gefragt, wie es nun mit meinem Volke sei und wie es ihm an Leib und Seele ergehe. Ich gebe keine großen Antworten. Ich sage nur, wenn sie drei kleine Geschichten hören wollten, so würde ich sie ihnen erzählen.

Die erste Geschichte ist die von der alten Frau, die in Hamburg einen Zug besteigen wollte, und es war kein Hereinkommen über die Trittbretter möglich. Und so hob man sie von innen her durch das Fenster hin-

ein. Aber während sie so einen Augenblick zwischen Himmel und Erde schwebt, zogen zwei Männer ihr die Schuhe aus und machten sich mit ihnen davon.

Und die zweite Geschichte ist die aus einem Dorf meiner ostpreußischen Heimat, einem kleinen Dorf, verloren zwischen den Wäldern und Mooren, und es hatte wohl nicht viel Böses getan in den vergangenen zwölf Jahren. Es wurde erobert und besetzt, und ein paar Wochen nach der Besetzung versammelten sich auf dem Friedhof und rings um seine Mauern die Überlebenden des Dorfes, Greise, Frauen, und Kinder. Man sagt mir, dass es fast sechshundert gewesen seien. Und diese sechshundert taten in einer Viertelstunde gemeinsam ihr Leben von sich. Oder doch den Rest ihres Lebens, weil dieser Rest so war, dass sie ihn nicht mehr tragen konnten.

Und die dritte Geschichte ist die von einem Ehepaar in der Provinz Brandenburg, eine Geschichte nicht der Vergangenheit sondern der Gegenwart. Wie das Ehepaar mit einem Freunde über Land ging und drei russische Soldaten hielten es an. Und während der eine den Weg mit der Waffe versperrte, nahmen die beiden anderen die Frau in den nahen Wald. Und als sie zurückkehrte und sie alle drei nun schweigend weitergingen, sagte sie nach einer Weile nur dieses: "Das dreiundachtzigste Mal..." nichts weiter als dieses.

Und mehr wollen die Fragenden nicht hören nach diesen drei Geschichten.

Mir aber erscheint keine Gedenkstunde und keine Festrede recht und berechtigt, die nicht als einziges sich vornähme, aufzurufen an einer Heilung dieses zerstörten Menschengesichtes. Und ich glaube, dass auch der große Tote nichts anderes zu seiner Ehrung von uns verlangen würde als dieses: dass wir das "schwankende Los" über des Menschen Leben, den "köstlichen Schatz" etwas weniger schwankend zu machen versuchen. Das heißt, dass wir in diesen Monaten etwas weniger von dem Toten zu reden und etwas mehr nach seiner Güte und Duldung und Weisheit zu leben versuchen sollten.

Vielleicht werden Sie meinen, dass ich hier sehr wenig von Goethe und sehr viel von Deutschland spreche. Aber sollte ich, der ich hier nun in der schönen Freiheit bin, mich nicht meines Volkes erinnern, der Gutwilligen dieses Volkes, und vor der Welt Zeugnis ablegen, wie wir in den dunklen Jahren Zeugnis abgelegt haben, ohne zu bedenken, was für uns daraus werden würde?

Sollte uns nicht allen diejenige der Goetheschen Reisen ins Gedächtnis kommen, die nicht unternommen wurde, um zu nehmen und zu gewinnen, sondern allein um zu geben, um zu helfen und zu heilen, ja um ein zerstörtes Menschengesicht wieder zurückzuführen in den Frieden und in die Macht der Liebe? Denn er, an den die Verse der Harzreise im Winter geschrieben wurden, ist er nicht das Urbild aller derer, die heute in der Verstörung sind? Ist es nicht ein ganzes Volk, von dem dort so ergreifend gesprochen wird:

*"Aber abseits, wer ist's?
In's Gebüsch verliert sich sein Pfad,
Hinter ihm schlagen
die Sträucher zusammen,
das Gras steht wieder auf,
die Öde verschlingt ihn"*

Ist es nicht dieses Volk, für das ich hier stehe? Das Volk, aus dessen Urgrund doch einmal derjenige hervorgegangen ist, dessen wir heute gedenken und dessen Bild kein Grauen hat auslöschen können aus dem Gesamtbild dieses Volkes?

Und so, wie der Tote ihm nachsah, dem, "dem Balsam zu Gift ward", sollten wir nicht heute so einem ganzen Volke, vielen Völkern nachsehen, wie sie mit zerstörtem Gesicht in die Öde gehen und das Gras steht hinter ihnen auf? Sollte der Tote uns nicht mahnen, des Richtens genug sein zu lassen und den Verlorenen wieder an das Herz zu nehmen? Denn das ist es doch wohl, wonach ein ganzes Volk am tiefsten und schmerzlichsten verlangt: nicht satt zu werden und gekleidet und behaust zu werden, so unerlässlich das auch ist. Sondern ans Herz genommen zu werden, wie ein Kind, das aus der Öde heimkehrt, und

es hat Sünde genug getan in dieser Öde. Aber je mehr Sünde einer tut, desto mehr will einer heimkehren zu denen, die nicht Sünde taten oder doch weniger Sünde taten.

Ich denke, dass wir alle versuchen sollten, Sieger und Besiegte, an der Hand des Toten und seiner Werke und seines Lebens an unsre große Aufgabe zu gehen: an die Wiederherstellung des zerstörten Menschengesichts. Und was brauchen wir dazu von Goethe anders als sein Wort: "Grosse Bedanken und ein reines Herz, das ist es, was wir von Gott erbitten sollen?"